
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 274. Bromberg, den 27. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(17. Fortsetzung.

Der Herzog drehte ihr erbost den Rücken zu. „Er wird vor das Kriegsgericht gestellt", sagte er kalten Tones zum Schloßhauptmann.

Bettina fuhr zusammen. Sie wollte die Hände falten. Voll Liebe und Schmerz wollte sie etwas unendlich Gutes sagen. Sie fand die Worte nur schwer: „Hoheit, seien Sie gnädig und barmherzig. Ich will es Ihnen zeitlebens mit treuer Liebe danken. Ich will Ihnen alles geben, was ich zu geben habe. Mein Leben soll ganz aufgehen in dem Ihren . . . ich will immer nur auf Ihr Glück bedacht sein, nur lassen Sie Gnade walten!"

Amalie Anna schaute betroffen auf Bettina. In ihrer Brust regte sich etwas wie leise Scham, als sie sah, wie das Mädchen bereit war, sich selbst zu opfern, auf ihr eigenes Glück zu verzichten, um den Geliebten zu retten. Und sie? Dachte sie nicht nur an sich? War sie nicht bloß von ihrem verletzten Selbstgefühl, ihrer beleidigten Eitelkeit beherrscht, weil sie sich getäuscht und betrogen wähnte? Warum konnte sie nicht auch diese Selbstentsagung wahrer Liebe aufbringen? Sie empfand deutlich, daß ihre Liebe zu Joachim anderer Art war wie die Bettinas. Ihre Liebe war nicht innerlich genug, um Opfer zu bringen. Sie galt mehr dem Mann als dem Menschen, lag mehr an der Oberfläche als in der Tiefe der Seele.

Diese Erkenntnis verwirrte sie, aber sofort siegte in ihr der Zorn wieder über die ihr zugefügte, vermeintliche Kränkung. Nein, sie wollte keinen Finger rühren für diesen Mann, der sie schwach gesehen hatte. Ein böser Trotz schattete über ihr Gesicht.

Der Herzog hatte leicht die Stirne gefurcht. Sein Gesicht war verdüstert, als er jetzt Bettina auf ihre Bitte um Gnade antwortete: „Ich habe für Sie keine Gnaden zu vergeben."

Und als Bettina zögerte, sagte er schroff, während er mit dem Fuß aufstampfte:

„Gehen Sie!"

Bettinas Kopf sank müde nach vorne. Langsam wankte sie an die Tür ihres Zimmers. Als sie an Joachim vorbeikam, reichte sie ihm mit einem unsäglich traurigen Blick, in dem der ganze Jammer dieser Stunde sich widerspiegelte, die Hand. „Leb wohl, Iwan . . ."

Sie drohte zusammenzubrechen. Erken fing sie auf und flüsterte ihr beruhigende, tröstende Worte zu, trotzdem er selbst auf das tiefste erschüttert war. Es war ein Abschied fürs Leben.

Bettina gewann allmählich ihre Fassung so weit wieder, daß sie sich allein in ihr Zimmer begeben konnte. Ihr Blick war leer und glanzlos.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, richtete sich Erken straff auf und sagte mit fester Stimme: „Ich bitte abgeführt zu werden!"

Der Schloßhauptmann wartete auf ein Zeichen des Herzogs. Dieser aber schaute grübelnd, alles um sich vergessend, nach der Tür, hinter der jetzt Bettina, unter der schweren Last ihres Schmerzes taumelnd, verschwunden war. Er hatte die Worte des Rittmeisters wie aus weiter Ferne, fast wie im Traum vernommen, hatte sie mehr gefühlt als gehört.

„Johann Georg," mahnte die Prinzessin und stieß ihren Bruder an.

Diese Mahnung rief ihn in die Gegenwart zurück. Mit einer energischen Geste bedeutete er dem Schloßhauptmann, Erken abzuführen.

Dann waren Bruder und Schwester allein.

„Nun wirst du wohl nichts mehr dagegen haben, daß diesem Iwan Taschew sein verdientes Recht wird," erklärte der Herzog nach einer kleinen Pause. „Wenn es sich herausstellt, daß er wirklich ein Spion ist, wird er erschossen."

Die Prinzessin dachte wieder an das Papier, das wohlverwahrt auf ihrer Brust ruhte. Sein Leben, sein ferneres Schicksal lag jetzt in ihrer Hand. Ohne dieses Papier dürfte man ihm kaum etwas nachweisen können.

„Ich muß dir überlassen zu tun, was du zu tun gedenkst, Johann Georg. Für mich ist Joachim von Erken erledigt," erwiderte sie leichthin, als sei die ganze Sache für sie abgetan. „Ich will mich endlich zur Ruhe begeben."

Sie wandte sich der Ausgangstür zu.

„Schön hat dich dein Liebhaber blamiert!" rief ihr der Herzog mit galligem Spott nach.

Amalie Anna, die schon die Türklinke in der Hand hatte, drehte sich hastig um. Johann Georg hatte ihren Stolz getroffen.

Sie wollte schon etwas Heftiges antworten, dann aber überlegte sie und entgegnete mit höhnischem Lächeln: „Na . . . du bist auch nicht viel besser daran!"

*

Amalie Anna hatte sich in ihrem Schlafzimmer von ihrer Kammerfrau entkleiden lassen und ein kostbares Spitzennegligé übergeworfen, dann entließ sie die Kammerfrau mit einem gnädigen Kopfnicken und einem kurz hingeworfenen „Gute Nacht."

Sie griff jetzt nach dem verhängnisvollen Brief, der beim Entkleiden zu Boden gefallen war und den die Kammerfrau auf den Tisch gelegt hatte. Neugierig entfaltete sie das für Erken so gefährliche Beweisstück. Sie sah ein paar Zeilen in russischen Buchstaben, die sie nicht entziffern konnte. Einen kleinen Augenblick sann sie nach, dann hielt sie entschlossen das Papier über die brennende Kerze.

„Es ist besser so," dachte sie, „dann kann weder ich in Versuchung kommen, noch mein Bruder mich zwingen, es schließlich doch noch herauszugeben."

Lustig leckten blaue Flämmchen an dem Papier empor und verzehrten es gierig bis auf ein Restchen Asche, das zu Boden fiel.

Nachdenklich schaute Amalie Anna zu, dann nahm sie, abgespannt und mit einem gewissen, unbehaglichen Gefühl, wie es sich nach einer großen Erregung einstellt, auf dem Stuhl vor dem Toilettentisch Platz und tat einen Blick in den Spiegel, der ihr übernächtiges, blasses Gesicht mit den

von dunklen Schatten umrahmten Augen und den schmalen, dünnen, aufeinandergepreßten Lippen zurückwarf. Das unruhig flackernde Kerzenlicht gab ihren Zügen etwas Verschwommenes, Verwischtes.

„Ein enttäuschtes Frauengesicht, das seine Erregung zu verbergen sucht, ist nicht hübsch," überlegte sie ein bißchen mißmutig.

Sie kehrte dem Spiegel den Rücken zu und ihre Gedanken kehrten zu den Ereignissen dieser Nacht zurück.

Sie begriff jetzt, warum Erken ihr gegenüber so verschlossen war. Nicht weil er in ihr die Prinzessin sah, wie sie sich in ihrer Torheit eingeredet hat, sondern weil er sie nicht liebte, weil sein Herz bereits Bettina gehörte. Warum aber hatte er ihr das nicht gesagt, gleich damals, als sie dummerweise die ersten Avancen machte?

Da erinnerte sie sich, daß er ja etwas Ähnliches angedeutet hatte. Was konnte er dafür, daß sie diese Andeutungen mißverstanden, sie auf sich bezogen hatte? Sie kam sich jetzt beinahe lächerlich vor. Hatte sie sich ihm nicht gewissermaßen aufgedrängt?

Sie hörte sich förmlich denken. Vielleicht hatte sie laut gedacht.

Aber schließlich konnte er doch über ihre Gefühle nicht im Zweifel sein. Und wenn er ihren Irrtum erkannt, hätte er sprechen, sie aufklären müssen, daß er ihre Liebe nicht erwidern könne. Warum hat er geschwiegen? Aus Zartgefühl oder Feigheit? Oder aus Eitelkeit? Verstimmt preßte sie die Handflächen an die Schläfen und stand auf.

Das Lächerliche der Lage, in die sie da geraten war, ernüchterte sie. Sie war entschlossen, diesen ganzen Komplex verwirrter Gefühle aus ihrem Bewußtsein auszuschalten. Sie wollte diesen Mann, der wie so viele schon in ihr Leben getreten war und der ihr gefallen hatte, vergessen. Und die angeborene Oberflächlichkeit ihrer Natur, die kein Gefühl, welcher Art es auch sei, in die Tiefe gehen ließ, erleichterte ihr diese Absicht.

Im Kamin des mit prächtigen Kacheln geschmückten Ofens orgelte der Sturm in allen Tonarten.

Die Prinzessin begab sich zu Bett.

Den Kopf auf die weißen Kissen legend, starrte sie zur Zimmerdecke empor, auf der runde Lichtscheine tanzten.

Es überkam sie eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Geschehene. Schon jetzt war es für sie in die Ferne gerückt. Es blieb nur eine etwas bittere Erinnerung an ein unvernünftiges Abenteuer zurück.

Sie löschte das Licht. Ein leiser Dämmerzustand sank auf sie nieder. Dann kam sachte der Schlaf über sie. Und im Hinüberschlummern kam es ihr ganz bestimmt ins Bewußtsein, daß sie morgen wegen der Begnadigung Joachim von Erkens mit dem Herzog sprechen mußte.

*

Der Schloßhauptmann hatte den Rittmeister in der Zitadelle abgeliefert.

Es war das ein alter Bau aus dem vorigen Jahrhundert, der etwas außerhalb des Städtchens auf einer kleinen Anhöhe lag und jetzt als Militärgefängnis in Verwendung war.

Innerhalb seiner Steinquadern war es kalt und dumpfig, denn durch die schachtartig in die Mauern zurückgesetzten, stark vergitterten Fensteröffnungen fiel nie ein Sonnenstrahl hinein.

Der Sturm brauste wie toll um das beinahe zyklopisch anmutende Steingefüge, fuhr um die Ecken und ächzte in den morschen Dachsparren, daß die grünbemoosten Dachziegel klapperten.

Der Rittmeister war in einer kellerartigen Zelle untergebracht worden. Ihre ganze Einrichtung bestand in einem derben Holztisch, in dessen Platte unbeholfene Initialen und Namen von einstigen Insassen der Zelle eingeschnitten waren, und einem wackligen Hocker. In einer dunklen Ecke war ein Bündel Stroh aufgeschüttet.

Der Schließer, ein alter Sergeant mit einer stark geröteten Nase, hatte eine trübscheibige Laterne auf den Tisch gestellt. „Ausnahmsweise," sagte er, mit den Augenlidern schläfrig zwinkernd, während er auf die Laterne wies, „nachdem der Herr Rittmeister doch kein gewöhnlicher Gefangener sind."

Als die mit Eisen beschlagene Tür ins Schloß gefallen und der Riegel vorgeschoben worden war, kam Joachim eigentlich erst zu sich.

Er ließ sich auf den Hocker fallen, stützte den Arm auf den Tisch und legte den Kopf auf die rechte Hand. Ernst und gedrückt schaute er auf den schmalen Streifen nächtlichen Himmels, der durch das vergitterte Fenster abgegrenzt wurde und sah Sterne aufblitzen und hinter jagenden Wolkenwänden wieder versinken.

Und schlimme Gedanken stürmten jetzt auf ihn ein. Der eine: „Man wird dir den Prozeß machen als Spion". Und der zweite: „Du wirst das Schicksal aller Spione teilen, man wird dich erschießen". Aber sie haben doch keine Beweise, warf Joachim ein. „Was braucht es da Beweise!" höhnte der dritte. „Du bist dem Herzog im Wege, er wird sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, dich auf diese höchst legale Weise aus der Welt zu schaffen." Ich will den Versuch machen, zu fliehen. Flucht? Wer einmal hinter diesen Mauern sitzt, entkommt ihnen nicht wieder.

Erken sprang auf und schüttelte die quälenden Gedanken von sich ab.

Nun wußte er, daß er kein Ziel mehr hatte. Er stand vor dem Abschluß seines Lebens.

Erken ging in der Zelle, über deren feuchte Wände gespenstische Schatten huschten, nervös auf und ab. Zehn Schritte hin, zehn Schritte zurück. Immer hin und her.

Da war es ihm plötzlich, als stünde in einer der dunklen Ecken seines Kerkers, bis wohin der trübe Schein der Laterne nicht mehr drang, Bettina mit todblassem, grünlichem Gesicht, die Augen tief in den Höhlen. Ihre Haare, in die sich Schilf und Schlinggewächse verwirrt hatten, waren aufgelöst und schienen naß zu sein. Ihr Mund verzog sich zu einem verzerrten Lächeln.

Joachim streckte die Arme nach ihr aus. In ihm kroch die Angst hoch. Sie sah aus wie eine Tote, die man aus dem Wasser gezogen hatte. Herr des Himmels... sie... sie wird doch nicht...?

Rasch drückte er den Arm vor die Augen, um das furchtbare Bild nicht mehr sehen zu müssen, und stöhnte auf.

Als er den Arm wieder sinken ließ, war der Spuk verschwunden. Nur eine bleierne Finsternis lag über der Ecke.

Ganz allmählich beruhigten sich seine Nerven etwas. Aber eine tiefe innere Unruhe blieb zurück.

Und als der graue Morgen durch das kleine Fenster hereindämmerte, ging Joachim von Erken immer noch in der Zelle hin und her, wie ein Tier im Käfig.

Und noch zwei Menschen mied in dieser Nacht der Schlaf:

Den Herzog, der in seinem Schreibzimmer saß und finster vor sich hinbrütete. Die Wachskerzen waren tief heruntergebrannt. Eine um die andere hatte sich selbst aufgezehrt und erlosch, ohne daß Johann Georg es bemerkte.

Und Bettina, die mit leer geweinten Augen, den Oberkörper über das Bett geworfen, das Gesicht in die Kissen preßte und die Zähne darin vergrub, um nicht laut aufzuschreien. Ihr Leib zuckte vor verhaltenem Schmerz.

Und der Sturm heulte draußen dazu die passende Begleitmusik. Aufreizend und wild.

(Fortsetzung folgt.)

Ratten.

Skizze von Werner Krueger-Hamburg.

„Sidney, am 12. Juni 19 . .

Ich habe heute auf einem Indiensegler angemustert. Es ist ein alter Kasten. Sein Bauch liegt schwarz und dreckig an den Dukdalben des Federationskais. Seine Gaffelringe quietschen, wenn man sie schief ansieht. Zwischen den Planken des Decks liegt der Schmutz zentimeterhoch. Und alle Schrauben scheinen lose zu sein, denn bei jeder bockenden Bö ächzt es, als risse das Ankerspill. Ich habe trotzdem unterschrieben, denn ich mußte schleunigst von Land. Mein Messer saß mir wieder einmal zu lose im Gürtel. Und wenn der Argentinier auch nicht gerade sterben wird, sechs Wochen Hafenlazarett sind ihm sicher. Das Mädel riß mit einem Australier aus.

Ich bin der einzige Yankee an Bord. Sonst noch zwei Norweger, ein Spanier, ein Chinese als Segelmacher, ein dreckiger Nigger als Koch und der Trunkenbold von einem Käppen. — Na, gute Fahrt!

Korallensee südlich von Neuguinea, 14. Juni 19 . . .

Ich habe doch gleich gewußt, daß es auf dieser Reise Malesche geben wird. Deshalb legte ich mir auch aus diesem alten Logbuch ein Tagebuch an. Wenn das die Eltern wüßten, daß der Jimmy unter die Tagebuchschreiber gegangen ist, der in der Schule immer die schlechteste Note im Schreiben hatte. Aber hier muß ich schreiben, denn es geht viel vor an Bord, und der Käppen ist gar kein Mensch. Sondern der Satan selbst.

Neulich kam er betrunken aufs Achterdeck und schlug den Nigger zusammen, daß er ohnmächtig dalag. Wenn er das mit mir machen würde, ginge ich mit ihm über die Reling.

Der Kasten ist die Hölle selbst. Es stinkt, stinkt, stinkt. Ich bin unten gewesen und habe mich überzeugt. Die Häute, die wir nach Kalkutta bringen sollen, stecken noch voll Fleisch und Knochen. Sind nur oberflächlich abgerissen. Und verwesen.

Furchtbar! Aber es ist noch Schlimmeres da. Etwas, gegen das wir nichts tun können. Ratten sind auf dem Schiff! Ratten! Als ich unten war, habe ich sie deutlich gesehen, Tiere, wie Katzen so groß. Das Quietschen beim Seegang kommt gar nicht von den Schrauben, das sind die zusammengeworfenen Ratten. Dann malte der Segelmacher ein Zeichen vor die Kajütentür. Zwei Punkte, drei senkrechte Striche und einen wagerechten. „Was heißt das?" fragte ich. „Death!" grinst er. Tod! Unser Tod!

Ich glaube, er hat seinen Verstand nicht mehr.

Carpentariagolf, westl. Kap York, am 17. Juni 19 . . .

Es stinkt, daß sich einem die Nasenschleimhaut entzündet. Womit haben wir gesündigt, daß wir in diese Hölle kamen?

Der junge Norweger war nach unten gegangen, um mit dem Spillbeil das verweste Fleisch von den Häuten zu schlagen. Wir wollten es dann in die See werfen. Dabei hat ihn eine Ratte gebissen. Es ist eine schreckliche Wunde. Der andere Norweger, sein Bruder, sitzt bei ihm und hat die Fäuste in den Mund gesteckt und würgt.

Wie ich an der Reling stehe, zeigt der Nigger mit der Faust hinter uns auf die See. Ich sehe die grauen, mitunter silberweiß blitzenden Leiber vieler Haie.

Totengräber! grinst er. Totengräber!

Timor-See, am 19. Juni 19 . . .

Der Norweger kam am andern Tage aus der Kajüte. Sein Körper und vor allem das Gesicht waren mit Beulen bedeckt. Ich glaube, es ist die Pest! Das kam von dem Rattenbiß. Wie er sah, daß wir alle zurückwichen, lachte er gellend und sprang über Bord.

Der Käppen gibt uns literweise Rum. Wir sind alle betrunken, daß wir nicht stehen können.

Timor-See, am 20. Juni 19 . . .

Heute nacht entging ich einer großen Gefahr. Als ich in meiner Matte einschlafen wollte, sah ich plötzlich ein gelbes, fratzenhaftes Gesicht über mir. Eine Faust mit einem Dolch. Und wie ich die Augen ganz öffnete, war es der Chinese, den Suff und Opiumrausch irre gemacht hatten. Ich fuhr auf. Aber plötzlich sauste mit wütendem Pfeifen etwas über mich hinweg, der gelben Fratze in die Nase. Eine große, fette Ratte.

Alle Mann waren auf und hinter der Ratte her. Mit Stöcken schlugen wir das tolle Biest tot. Sie hatte ein Gebiß wie ein Terrier. Und stank! Stank!

Inzwischen war der Chinese über Bord. Als wir hinauf kamen, sahen wir nur noch einen roten Fleck auf der See.

Timor-See, am 21. Juni 19 . . .

Es ist Windstille, Flaute, wir liegen drei Tage still. Dazu die Hitze.

Heute früh ist der Spanier über Bord. Gestern nacht im Schlaf hat ihn eine Ratte gebissen. Die Beulen an seinem Körper schwollen schon in der ersten Stunde an.

Der Käppen hat uns allen befohlen, mit ihm die Ratten im Schiff totzuschlagen. Morgen werden wir es tun. Aber — es ist unser Tod!

Timor-See, am 22. Juni 19 . . .

Wir gingen heute früh alle Mann an die Ladeluke. Der Käppen stieg als erster hinab. Dann folgte der alte Norweger. Schon wollte ich nach, da riß mich der Nigger zurück. Unten raste, tobte, quiekte und pfiff es, als wäre die Hölle lebendig. Dazu die Schreie der beiden.

Als ich noch abwartend stand, tauchte das Gesicht des Norwegers aus der Luke auf. Zerfressen und angeschwollen.

Da — der Himmel verzeihe mir!" — da habe ich die Klappe zugeschlagen. Unten tobte es noch eine Weile, dann wurde es still. Nun sitzen wir beide allein auf dem Achterdeck, der Nigger und ich. Er betet!

Timor-See, am 25. Juni 19 . . .

Ich habe den Neger über Bord werfen müssen. Er versuchte zwei Mal, mich mit der Keule hinterrücks niederzuschlagen. Die ersten Male konnte ich sie ihm aus der Hand winden. Schließlich aber verlor er das Gleichgewicht und stürzte über die Reling. Er verschwand sofort. Die Haie waren drei Tage hindurch sehr hungrig geworden.

Nun sitze ich allein auf dem Deck und lausche, wie die Planken zittern. Als ginge unten ein tausendpferdiger Dieselmotor. Das sind die Ratten, die hinaus wollen. Sie nagen das Deck durch.

Soll ich sie erwarten? Eine Rettung bleibt mir immer noch. Die Haie!

Timor-See, Datum unbekannt.

Die Planken biegen sich. Noch zwei Stunden vielleicht. Dann sind die Ratten ausgebrochen. Dann kommt das Ende!

Ich habe Gesellschaft bekommen. Der Argentinier ist bei mir. Er hat mir erzählt, daß mein Stich ihn getötet hat. Nun sitzt sein Geist bei mir. Seine Augen starren mich an.

Mein Gott! Mein Gott!

Ich tue diese losen Zettel in eine Flaschenpost. Werfe die Flasche in das Meer. Hoffentlich schluckt sie kein Hai! Gerechter Himmel, bedenke bei deinem Strafgericht dort oben, daß ich in den letzten Tagen meines Lebens schon in der Hölle war! Der Herr sei meiner armen Seele gnädig! (Jetzt werde ich springen. Kommt an, Haie!)

Bombay, am 12. Oktober 19 . . .

Vorliegende Flaschenpost wurde durch den Ersten Offizier der „Virginia" Kalkutta, Reederei Majtsmann, heute 120 Grad 3' 11" aufgefunden. Eine sofortige Suche in der Timorsee blieb leider erfolglos. Anscheinend war der Schreiber in den letzten Tagen seines Lebens bereits in der geistigen Tätigkeit gehemmt, so daß er vergaß, seinen Namen und seine Anschrift zu notieren. Jede Benachrichtigung an seine Angehörigen mußte daher unterbleiben. Alle Nachforschungen waren erfolglos.

In der Diamantengrube.

Nur der zehnmillionste Teil der Förderung wird verwertet. — Menschen, die Kautabak den Edelsteinen vorziehen. — Das Geheimnis der Vaseline.

Von Theodor Lindenstädt.

Obwohl wenige Wirtschaftszweige von der Weltkrise so in Mitleidenschaft gezogen sind wie — so seltsam es klingt — gerade der Diamantenhandel, gehen die Suche nach diesen Edelsteinen und ihre Förderung aus dem Schoße der Erde unvermindert weiter. Noch immer behaupten die Gruben von Kimberley ihre alte Stellung als einträglichste Lieferanten der glitzernden Steine. Tag und Nacht arbeiten hier die Maschinen, um den berühmten Blaugrund aus der Tiefe und aus ihm die begehrten Schätze herauszuholen. Denn es ist nicht so, daß aus dem geförderten Gestein die Diamanten sich einfach herauslesen ließen. Das gäbe ein mühseliges Suchen, entfällt doch auf 1000 Kilogramm Blaugrund nur ein zehntel Gramm des glasklaren, verhärteten Kohlenstoffs, der die Diamanten bildet. Erst ein eigenartiger, interessanter Arbeitsgang bringt die kostbaren Steine ans Tageslicht.

Wir stehen am Rande der Dutoitspan-Grube des Hauptschachts, einer der größten der bekannten De Beers-Gesellschaft. Jede Minute bringt der schwere Förderkorb zehn Tonnen Blaugrund nach oben, jenes harte, grünlich-blaue Gestein, in dem sich vor undenklichen Zeiten die Diamanten bildeten. Wöchentlich werden so 70 000 Tonnen gefördert, weniger als der zehnmillionste Teil davon bildet die gesuchte Ausbeute.

Vom Förderkorb geht der Blaugrund in die Gesteinsmühle, eine gewaltige Anlage, welche die geförderte Masse zu zerkleinern hat. Schwarze Sträflinge, die meisten „Lebenslängliche", bedienen sie. Man wird sich vielleicht wundern, daß gerade Verbrecher in so nahe Berührung mit den kostbaren Steinen gebracht werden. Der Grund ist indessen ganz einfach. Angesichts der Aussichtslosigkeit, etwa gefundene und unterschlagene Diamanten nach außen zu bringen und zu verwerten, verlieren die Schwarzen alles Interesse daran. Ein Stück Kautabak ist ihnen jedenfalls lieber. Die Grubenverwaltung fördert diese unfreiwillige Ehrlichkeit zudem dadurch, daß sie für jeden abgelieferten Stein eine Belohnung zahlt, die sich nach der Größe des Fundes richtet. Obgleich höchst selten ein Diamant offen zu Tage liegt, so daß man ihn nur aus dem Gestein herauszunehmen braucht, kommt dies doch hin und wieder vor. Erst im letzten Jahr rollte ein Stein von 250 Karat Gewicht auf dem Wege vom Förderkorb zur Zerkleinerungsanlage einem Schwarzen vor die Füße. Der Mann brauchte sich nur zu bücken, und er hielt ein Vermögen in der Hand. Das kostbare Stück wurde indessen prompt abgeliefert.

Diamanten sind zwar härter als irgend etwas sonst auf der Welt, aber zugleich auch sehr spröde. Daher erfolgt die Zerkleinerung des Blaugrunds nicht wie bei goldhaltigem Gestein durch Zerstampfen, sondern durch Walzen und immer wieder erneutes Walzen. Auch der größte Stein gelangt bei diesem Verfahren unbeschädigt zu der rotierenden Waschmaschine. Das aus ihr herausgehende zerkleinerte Gestein beträgt nur noch zwei v. H. des in der Gesteinsmühle bearbeiteten Blaugrundes. In Karren, die unter Aufsicht weißer Beamten versiegelt wurden, geht's zum sogenannten „Pulsator", einem in ständiger schüttelnder Bewegung gehaltenen, mit einer fettigen Masse — Vaseline oder dergleichen — überzogenen Sortiertisch, über den der Steingrieß mittels laufenden Wassers hinweggeführt wird. Warum das wertlose Gestein nun diesen Tisch unaufgehalten passiert, während Diamanten — und auch Metalle — an dem Fett haften bleiben, bildet ein bislang ungelöstes Geheimnis. Aber die Tatsache besteht. Kaum ist ein Edelstein mit der Vaseline in Berührung gekommen, so bleibt er auch schon wie festgebannt kleben. Das Verfahren entdeckte vor einigen Jahren durch Zufall ein Arbeiter, der dadurch zum reichen Manne wurde.

Alle zwei Stunden wird die Fettschicht mit den daran haftenden Steinen vom Sortiertisch entfernt und die ganze Masse dann in porösen Zylindern erhitzt, wobei das geschmolzene Fett abfließt, während die Zylinder ins Hauptbureau wandern, um dort von ihrem kostbaren Inhalt befreit zu werden. Man öffnet sie. Das, was von einigen Tausend Tonnen Gestein übrig geblieben ist, liegt als kleines Häufchen auf dem Tisch. Alle noch darin befindlichen Fremdkörper werden sorgsam entfernt, wie z. B. kleine Metallstückchen, die auf dem Wege von der Grube bis zum Sortiertisch unter die Edelsteine geraten sind; Geldstücke und wohl gar Uhren, die von Arbeitern verloren wurden, kommen hier wieder zum Vorschein. Einmal entdeckte man sogar einen gar nicht so kleinen geschliffenen Diamanten bei dieser letzten Prüfung; der Fund läßt sich nur so erklären, daß ein Besucher der Grube den Stein verloren hatte. Der nach dem Herauslesen alles Wertvollen verbleibende Rest wird noch einmal von Sträflingen geprüft — könnte doch immer noch ein Diamantsplitterchen übersehen worden sein.

Die Steine gelangen schließlich, nachdem sie zur Entfernung des Fettes und sonstiger Unreinlichkeiten in Ätznatron gekocht und in Alkohol gewaschen sind, ins Sortierzimmer. Die Kunst, die Diamanten richtig zu bewerten, erfordert vieljährige Übung. Muß der Sortierer doch dem ungeschliffenen Steine ansehen können, wie er sich in geschliffenem Zustande ausnehmen wird. Und wie sehr vermag schon ein ganz leichtes Schwanken der Färbung den Preis zu beeinflussen!

Nach Dutzenden von Größen, Formen, Farben in „Päckchen" von je 750 Steinen sortiert, geht die Ausbeute eines Monats an das Diamanten-Syndikat, das den Ertrag aller Kimberley-Gruben aufnimmt, und ihn je nach der Lage auf den Markt bringt.

Neben den Sträflingen, die den Gruben gegen Entschädigung von der Regierung zur Verfügung gestellt werden, beschäftigt z. B. die erwähnte Dutoitspan-Grube noch 5000 eingeborene Arbeiter, vorwiegend unter Tage. Die ganze Gesellschaft haust in einem nach außen streng abgeschlossenen Barackenlager nahe den Schächten. Die Bezahlung stellt sich auf etwa 20 Mark die Woche, wovon sich der Arbeiter, da er für Kleidung und Beköstigung nur etwa sechs bis sieben Mark zu rechnen hat, rund die Hälfte zurückzulegen vermag. Daß dies auch geschieht, zeigt eine Aufstellung der Wesselton-Grube, bei der 1200 Schwarze im Laufe eines Jahres fast eine Million Mark erspart hatten. Da Glücksspiel und Alkohol innerhalb des Lagers verboten sind, gibt es ja auch nicht viel Gelegenheit, Geld auszugeben.

Der Verkehr mit der Außenwelt ist für diese Eingeborenen aus leicht verständlichen Gründen auf das äußerste beschränkt. Unterirdische Gänge führen vom Lager an die Schachtmündungen, so daß der Arbeiter mit keinem nicht zum Werk Gehörenden in Verbindung kommt. Will er seine Stellung aufgeben, so wird er noch drei Tage unter strenger Aufsicht gehalten und erst nach schärfster Durchsuchung entlassen. Der alte Trick, gestohlene Diamanten zu verschlucken und so im Innern des Körpers nach draußen zu schmuggeln, läßt sich heute daher nicht mehr durchführen.

Bunte Chronik

*** Der teuerste Baum der Welt.** Der teuerste Baum der Welt ist zweifellos die hundertjährige Platane, die im Herzen der geräuschvollen Londoner City an der Ecke der Woodstreet steht. Der Baum wurde seinerzeit an die Stelle gepflanzt, an der vor dem großen Londoner Brand die St. Peterskirche sich befand. Eine Baugesellschaft machte nun der Londoner Stadtverwaltung das Angebot, für die Platane 500 000 Mark zu bezahlen. Dieser horrende Preis ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß jeder Quadratmeter Boden in der City des Goldes wert ist. Die Stadtverwaltung erlaubt aber nicht, die Platane zu fällen und verweigert sogar die Bewilligung zur Aufstockung der benachbarten Häuser, damit der historische Baum nicht aus Mangel an Licht verkümmert.

Lustige Rundschau



*** Stimmt.** „Wat sagen Se: fünfzehn Pfennig wär' zu teuer für die Straßenbahn? Männeken, vor hundert Jahren konnten Se nicht mal für hundert Mark mit de Elektrischen fahren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.